

Stärken Offener Jugendarbeit

(Arbeitsgruppen-Input beim 19.Forum Jugendarbeit
des Niedersächsischen Landesamtes für Soziales, Jugend und Familie
vom 4.-6.1.2010 in Hohegeiß / Harz)

1. **Primäre Ausrichtung auf Benachteiligte, auf schwer erreichbare und auf anstößig wirkende Jugendliche**
2. **Professionelle Beziehung als *Grundlage* der Arbeit**
3. **Wertschätzung und Respekt als *Selbstverständlichkeit***
4. **Subjektorientierung als *Grundprinzip***
5. **Ernstnehmen informeller Alltagswelten**
6. **Förderung jugendkultureller Entfaltung**
7. **Souveränität im Umgang mit unstrukturierten Situationen**
8. **Besondere Vielfalt informeller Lernmöglichkeiten**
9. **Förderung sozialer Vernetzung**
10. **Kaum verregelte Räume**
11. **Stützpunkte zur (Wieder-)aneignung von Umwelt**
12. **Besondere Expertenkompetenz für das Aufwachsen junger Menschen**
13. **Besondere Expertenkompetenz für informelles Lernen, Alltagslernen und soziales Lernen**
14. **Vergleichsweise intensive Ausrichtung auf heutige Lebensbedingungen junger Menschen**
15. **Besondere Eignung für Konfliktmediation im sozialen Umfeld**

Stärken Offener Jugendarbeit

- mit Erläuterungen -

(Arbeitsgruppen-Input beim 19.Forum Jugendarbeit
des Niedersächsischen Landesamtes für Soziales, Jugend und Familie
vom 4.-6.1.2010 in Hohegeiß / Harz)

Im Folgenden geht es darum, die *spezifischen* Stärken Offener Jugendarbeit darzustellen, die diese gegenüber den Leistungen anderer Institutionen auszeichnen, die den Kern ihrer Qualität und ihres eigenen Profils ausmachen - und die zu einem erheblichen Teil sogar ihre sogenannten Alleinstellungsmerkmale sind. Zu bedenken ist dabei allerdings, dass es in dem vergleichsweise wenig strukturierten Arbeitsfeld der Offenen Jugendarbeit vielleicht noch erheblich stärker als in weit strukturierteren Institutionen darauf ankommt, inwieweit auch tatsächlich qualifizierte, kompetente und engagierte *Personen* dieses Potential in ihrer eigenen Arbeit entfalten. Die vielleicht zentralste Voraussetzung dafür ist in der heutigen Zeit (angesichts extrem verknappter Ressourcen) die Kompetenz, fachlich begründete Prioritäten setzen – und auch couragiert umsetzen – zu können. Dabei ist das Schwierigste bei Prioritätensetzungen meist weniger die Entscheidung, was oben an stehen soll, sondern die Entscheidung, was dann nur noch nachrangig, vielleicht sogar nur noch zum Schein oder gar überhaupt nicht (mehr) geleistet werden soll. Denn "alles" geht nicht! Und "alles gleichzeitig" erst recht nicht! Und "alles gleichzeitig gut" schon gar nicht!

1. Primäre Ausrichtung auf Benachteiligte, auf schwer erreichbare und auf anstößig wirkende Jugendliche

Genau das sind diejenigen Jugendlichen, die anderswo eher vernachlässigt oder unberücksichtigt bleiben, wenn es um die Förderung der Entwicklung junger Menschen geht. Gleichzeitig sind das diejenigen, mit denen man sich in anderen Institutionen oft besonders schwer tut. Und drittens sind das

diejenigen, an denen Öffentlichkeit üblicherweise besonders leicht Anstoß nimmt – und mit denen entsprechende Konflikte besonders leicht eskalieren.

Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter sind im Schnitt besonders kompetent darin, genau an diejenigen "ran zu kommen", an die andere nur noch schwer oder gar nicht mehr "ran kommen" (oder auch ran kommen *wollen!*). Gleichzeitig sind sie diejenigen, die vergleichsweise noch am ehesten an diejenigen "ran kommen", an die nach öffentlicher Meinung besonders dringend jemand "ran kommen" müsste.

2. Professionelle Beziehung als *Grundlage der Arbeit*

Erziehung ist in erster Linie *Beziehung* – so eine lang bekannte Grunderkenntnis über Erziehung. Tatsächlich aber kommt die Beziehungsebene unter den realen Bedingungen in unserer Gesellschaft fast überall viel zu kurz, wo es um die Förderung junger Menschen geht. Anderes steht erst einmal im Vordergrund, wie etwa der Stoffplan in der Schule. Und darüber definiert sich dann dort auch die jeweilige Rolle und der jeweilige Status der Lehrenden.

Einzig in der Jugendarbeit gilt die Entfaltung professioneller Beziehungen als zentrale *Grundlage*, als das entscheidende *Fundament* pädagogischer Arbeit. Deren Kern ist, sich für die jeweiligen Jugendlichen zu interessieren – und nicht primär für deren Leistungen oder umgekehrt für deren negativen Auffälligkeiten oder Defizite. Zur wichtigen professionellen Kompetenz von Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern gehört es dann, sich einerseits nicht hinter einer Rolle oder einem Auftrag zu verstecken, sondern offen zu sein für die anregende Begegnung mit Personen – und gleichzeitig eine professionelle Balance zwischen Nähe und Distanz hinzubekommen.

Die Bedeutung von Beziehungsarbeit ist in unserer Gesellschaft kaum zu überschätzen. Aus der neueren Forschung (z.B. der Resilienzforschung) weiß man etwa, dass junge Menschen gerade schwierige Lebenslagen nur dann erfolgreich meistern können, wenn ihnen stabile Beziehungen über das auf und Ab des Lebensalltags hinweg den Rücken stärken.

3. Wertschätzung und Respekt als *Selbstverständlichkeit*

In anderen Feldern von Bildung und Erziehung (und in anderen Bereichen der Gesellschaft sowieso) müssen sich junge Menschen Wertschätzung und Respekt oft erst mühsam erarbeiten, indem sie anerkannte und gewollte Leistungen erbringen. Die wichtigste Konsequenz daraus ist, dass viele junge Menschen mit immensen Defiziten an Anerkennung und an eigenen Selbstwirksamkeitsgefühlen aufwachsen. Das hat vielfältige Konsequenzen.

In der Jugendarbeit dagegen gilt es als selbstverständlich, jungen Menschen *prinzipiell* mit Wertschätzung und Respekt zu begegnen – selbst dann, wenn anstößige Taten einmal massive Reaktion und Konfrontation fordern.

Umgekehrt lässt sich sogar sagen: Junge Menschen lassen sich von niemandem so gut sogar mit Kritik oder Empörung erreichen, wie von denjenigen, die zu ihnen eine stabile Beziehung mit prinzipieller Wertschätzung und Achtung pflegen.

4. Subjektorientierung als *Grundprinzip*

Im Mittelpunkt von Jugendarbeit stehen junge Menschen mit ihrem unveräußerlichen Grundrecht auf ein Leben in Würde und in gesellschaftlicher Teilhabe. Das ausdrücklich zu betonen, das scheint ungeheuer wichtig in einer Gesellschaft, die Wertschätzung, Anerkennung, ein Leben in Würde und tatsächliche gesellschaftliche Teilhabe immer wieder von bestimmten Voraussetzungen abhängig macht – insbesondere vom Erreichen von Schulabschlüssen, von gelingender Integration in (existenzsichernde) Arbeit, von Herkunft, Geschlecht, nicht vorhandener Behinderung usw..

Die besondere Qualität von Subjektorientierung liegt nicht zuletzt darin, die jungen Menschen tatsächlich in ihren Vorstellungen ernst zu nehmen und sie (bis hin zu grundsätzlichen Entscheidungsprozessen) ernsthaft zu beteiligen. Subjektorientierung ist also etwas völlig anderes als das oft unterstellte (und gelegentlich ja auch tatsächlich vorkommende) "wir machen alles, was ihr wollt" oder ein "ihr könnt hier alles tun, was ihr wollt".

5. Ernstnehmen informeller Alltagswelten

Schule konzentriert sich auf schulische Leistungen, Berufsvorbereitung auf das Fit-Machen für die Arbeitswelt, Familien immer häufiger gezwungenermaßen allzu häufig auf tagtägliches Überlastungsmanagement, Vereine auf ihren Vereinszweck usw.. Alles, was da nicht reinpasst an Angelegenheiten, die junge Menschen beschäftigen und ihnen momentan wichtig sind, geht da ganz leicht unter. Und das sind längst nicht nur irgendwelche Bagatellen, sondern da geht es auch um so zentrale Entwicklungsaufgaben wie die Entfaltung einer stabilen und zukunftsfähigen Persönlichkeit und Identität. Dafür braucht es Platz im Alltag – und offene Kommunikation mit anderen. Und viele Jugendliche finden das sonst in keiner anderen Institution, (dafür aber z.B. in immer stärkerem Maße in informellen Gleichaltrigen-Zusammenhängen).

6. Förderung jugendkultureller Entfaltung

Die Jugendsoziologie ist sich seit langem darin einig, dass Jugendkulturen, Cliques und Szenen heute eine weit größere Bedeutung für junge Menschen haben als früher. Cliques sind heute für immer mehr junge Menschen der wichtigste, oft sogar der einzige Ort intensiver sozialer Zugehörigkeit und Einbindung. Und Jugendkulturen sind – weit über die spektakulären

Jugendkulturen hinaus – längst zu einem ganz zentralen Fundament der (selbst organisierten und selbst gestalteten) Identitätsbildung und Orientierung junger Menschen in einer immer unüberschaubareren Welt geworden. (Denn junge Menschen erleben schließlich immer wieder, wie die Erwachsenenwelt Werte propagiert und ihnen anerziehen will, die gleichzeitig aber von Erwachsenen selbst nicht ernst genommen werden - oder die in unserer Gesellschaft gar als hinderlich für Erfolge gelten.)

Jugendarbeit hat seit jeher einen großen Schwerpunkt darin, die Entfaltung von sozialen Lern- und Bewältigungsprozessen in informellen Gruppierungen und Cliques zu fördern und die Suche nach Orientierung, Identität und Selbstwirksamkeit in jugendkulturellen Entwicklungen. Der übrige Teil der Gesellschaft dagegen nimmt von all dem eigentlich fast nur das wahr, was einem nicht gefällt und woran man Anstoß nimmt.

7. Souveränität im Umgang mit unstrukturierten Situationen

Der Alltag von Jugendarbeit ist im Vergleich zu anderen Berufsfeldern vergleichsweise sehr wenig strukturiert und verplant. Außenstehenden erscheint das leicht als beängstigendes Chaos. Viele würden sich gar nicht zutrauen, unter solch diffus wirkenden Bedingungen zu arbeiten. Man frage nur mal Lehrer oder Verwaltungsbeamte, ob die mit einem Jugendarbeiter tauschen würden.

Andererseits lassen sich gerade komplexe und vielschichtige soziale Lernprozesse nicht (oder nur sehr begrenzt) strukturiert planen und einheitlich durchziehen. Da bedarf es vieler offener Anregungs- und Gelegenheitsmuster. Und die können sich nur da entfalten, wo dafür auch Platz und Raum ist. Entsprechend gehört eine große Souveränität im Umgang mit unstrukturierten Situationen zum speziellen Anforderungsprofil für Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter – und je marginalisierter die jeweiligen Jugendlichen sind, um so mehr.

8. Besondere Vielfalt informeller Lernmöglichkeiten

Neuerdings wird immer häufiger von einer informellen Bildung gesprochen, die es neben der formellen Bildung in Schule und Ausbildung zu beachten gelte. Dahinter steht zum einen die Erkenntnis, dass nach Schätzungen mindestens 70% des Lernens nichts zu tun haben mit dem, was Bildungsinstitutionen beibringen (wollen). Zweitens steht die Erkenntnis dahinter, dass es zwar ohne Schule nicht geht, aber dass Schule heute längst nicht mehr versprechen kann, dass sich Anstrengungen in der Schule für alle am Ende auch tatsächlich auszahlen, also gelingende Wege ins Erwachsenenleben ebnen. Inwieweit selbst gute Schulabschlüsse den Weg bereiten zu einem "guten Leben", das ist vielmehr immer ungewisser geworden. Anstrengungen und Fleiß in der Schule sind also zu immer

unkalkulierbareren Investitionen in eine ungewisse Zukunft geworden. Klar ist nur, dass es ohne erst recht nicht geht.

Das verstärkt den Blick auf all jene Lernbereiche, Lernformen und Lernmöglichkeiten, die nicht ausdrücklich als solche organisiert sind. Das betrifft ganz viele soziale Prozesse, aber vor allem auch all das, was wir alle in unserer allerersten Lebensphase als unbändige Neugier, als Entdeckungslust, Experimentierfreudigkeit und Aneignungslust höchst aktiv, subjektgeleitet und selbstbestimmt gelebt haben. Nie wieder werden wir so schnell so viel lernen, so vielfältig lernen – und so nachhaltig! Und das alles ohne Lernprogramme, Curricula und Zeugnisse!)

In einer Gesellschaft, in der die Schule primär Unterrichtsschule, Paukschule und Prüfungsschule ist - und in der alle anderen formellen Bildungsbereiche ganz ähnlich eindimensional angelegt sind -, da besteht ein besonderer Bedarf an der Förderung vielfältiger informeller Lernmöglichkeiten in Verbindung mit dem Alltag und dessen Bewältigung. Und dafür bietet Jugendarbeit besonders gute und ausgeprägte Möglichkeiten. (Dass als Kehrseite davon die Arbeit mancherorts in Beliebigkeit, Oberflächlichkeit, Allround-Dilettantismus oder gar in Untätigkeit abgleiten kann, spricht nicht gegen die Wichtigkeit dieses Leistungsvermögens.)

9. Förderung sozialer Vernetzung

In einer Zeit, in der Erwachsene zwar vielleicht wie eh und je jungen Menschen sagen können, "wo's lang gehen *soll* im Leben", aber immer weniger, wo es tatsächlich, mit guter Aussicht auf Erfolg, auch "lang gehen kann im Leben", da wird der Austausch und die gegenseitige Anregung und Beratung unter Gleichaltrigen immer wichtiger. Und da ändert sich zwangsläufig auch die Rolle von Erwachsenen. Sie können immer weniger die bisherigen Muster von "Besserwissern" herauskehren. Was sie aber können – und wofür sie gerade heute ganz wichtig sind – das ist, Suchprozesse junger Menschen bei der Entfaltung und Gestaltung ihres Lebensweges interessiert, unterstützend und anregend zu begleiten.

In einer Zeit immer größerer Individualisierung, unüberschaubarer Vielfalt, wegbrechenden Kalkulierbarkeiten und rasanter Entstandardisierung von Lebenswegen brauchen junge Menschen neben den formalen Netzen sozialer Einbindung in zunehmendem Maße selbstgeschaffene und personal getragene informelle soziale Beziehungen und Vernetzungen. Die Wichtigkeit solcher Vernetzungen wird in Zeiten knapper öffentlicher Mittel noch unterstrichen durch die grassierende Tendenz in vielen Institutionen, auf Überlastungen vorrangig mit dem Wegschieben von Zuständigkeiten zu begegnen.

10. Kaum verregelte Räume

Noch vor zwei Generationen konnten junge Menschen sich in ihrer freien Zeit fast überall aufhalten und herumtreiben. Ärger bekamen sie meist nur dann, wenn sie etwas anstellten. Heute dagegen gibt es meist schon dann Ärger, wenn mehrere junge Menschen sich irgendwo aufhalten, wo sie nicht ausdrücklich hin sollen. Besonders groß ist die Gefahr, wenn sie auch noch irgendwie "fremd" aussehen. Dahinter steht eine kaum wahrgenommene tiefgreifende gesellschaftliche Veränderung. Innerhalb weniger Jahrzehnte hat sich eine "Monofunktionalisierung" von Räumen und Territorien durchgesetzt, nach der inzwischen alles das als störend gilt, wofür Flächen, Räume und Territorien nicht ausschließlich gedacht sind: als Verkehrsfläche, als Einkaufszone, als Abstandsgrün, als anzuschauende Parkfläche, als ökologische Schutzzone usw. Kinder und Jugendliche werden damit in immer größeren Teilen ihrer Lebensumwelt gar zu potentiellen Störenfriedern.

Und wo junge Menschen dann überhaupt noch hin dürfen oder sollen, da treffen sie dann durchweg auf differenzierte Regeln, Vorgaben und Erwartungen: In der Schule, in Vereinen, bei Veranstaltungen, bei Konsumangeboten usw. Lediglich die Offene Jugendarbeit bietet eine institutionalisierte Möglichkeit, Räume zu nutzen, sich irgendwo mit Gleichgesinnten zu treffen, ohne sich dabei gleich auf bestimmte Programmangebote, Aktivierungen, pädagogisch begründete Gruppenbildungen, Beratungen, Betreuungen usw. einlassen zu müssen.

11. Stützpunkte zur (Wieder-)aneignung von Umwelt

Gleichzeitig bieten Einrichtungen Offener Jugendarbeit eine besondere Chance, sie als Stützpunkte zur (Wieder-)aneignung von Umwelt (so Thiersch und Lessing schon in den 1980er Jahren) zu nutzen. Denn eine Förderung des Aufwachsens junger Menschen und deren zunehmende gesellschaftliche Teilhabe ist nicht möglich bei gleichzeitig fortschreitender Verdrängung aus informellen Lebenswelten. Daher ist es zu einer immer wichtigeren Aufgabe von Jugendarbeit geworden, sich dafür zu engagieren, dass junge Menschen, sich konflikt- und stressarm auch außerhalb von Jugendarbeit, Schule und Kommerz treffen können – und Jugendeinrichtungen nicht zu Restzonen in einer kinder- und jugendfreien Umwelt verkommen.

Das liegt natürlich auch im Eigeninteresse der Jugendarbeit. Denn sie kann ihre Leistungen nur erbringen, wenn sie sich nicht heillos überfordert fühlt mit Ansprüchen, gleichzeitig für *alle* jungen Menschen im Einzugsbereich da zu sein oder *all* jene jungen Menschen von der Straße zu holen, von denen sich irgend jemand gestört oder verunsichert fühlt (und die dann am besten auch gleich zu beaufsichtigen und irgendwie "sinnvoll" zu beschäftigen). Das ginge erstens zahlenmäßig nicht. Zweitens würde das eine solche Problemzusammenballung mit sich bringen, dass praktisch nichts mehr ginge.

Und drittens würden das junge Menschen letztlich auch gar nicht mit sich machen lassen, was Erwachsene sich von Jugendarbeit immer wieder wünschen. Denn ehrlich: Welcher Erwachsene würde sich selbst zumuten, regelmäßig seine Freizeit ausgerechnet mit Leuten zu verbringen, auf die er oder sie eigentlich "überhaupt keinen Bock hat" – nur deshalb, weil die zufällig ähnlich alt sind und in der gleichen Gegend wohnen?

12. Besondere Expertenkompetenz für das Aufwachsen junger Menschen

Viele unterschiedliche Institutionen haben mit jungen Menschen zu tun – vor allem mit auffälligen jungen Menschen. Aber nirgendwo lernt man dabei so viele *verschiedene* Seiten dieser Menschen kennen wie in der Jugendarbeit: ihre Biographie und ihre Lebenszusammenhänge, ihre sozialen Netze, ihre Erfahrungen, Orientierungen, Handlungsmuster, Kompetenzen und Probleme. Für die Schule dagegen sind jene primär Schülerinnen und Schüler (oder auch Schulverweider), für die berufliche Bildung Menschen mit Schwierigkeiten bei der beruflichen Integration, für Polizei und Justiz Verdächtige oder Straftäter (oder zumindest Adressaten von Prävention), für die Agenturen für Arbeit eine besonders schwierige "Kunden"-Gruppe usw..

Würden all diese ihre jugendlichen Zielgruppen besser und vielseitiger kennen, dann würden sie wahrscheinlich ihren eigenen Job um etliches besser machen können. Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter verfügen also über ein Expertenwissen, das in anderen Berufssparten sehr hilfreich sein könnte. Aber oft ist ihnen das nicht einmal selbst bewusst, geschweige denn, anderen. Entsprechend selten bieten sie bislang dieses Expertenwissen offensiv als Potential ein – und gegen angemessene Gegenleistungen. Stattdessen ist es immer noch verbreitet, das eigene Wissen dort wie "Sauerbier" anzubieten, wo im Moment keiner ein offenes Ohr dafür hat. Dabei könnten sich anerkannte Expertinnen und Experten auch viel effektiver als Anwälte ihrer Zielgruppe engagieren

13. Besondere Expertenkompetenz für informelles Lernen, Alltagslernen und soziales Lernen

Überall da, wo in Schule, im Spektrum arbeitsweltbezogener Angebote oder in anderen Institutionen Probleme mit jungen Menschen so überhand nehmen, dass die "normale" Arbeit erheblich beeinträchtigt oder gar gefährdet wird, da wird heute zunehmend nach sozialpädagogischer Unterstützung gerufen. Und die soll dann vornehmlich durch Jugendarbeit, durch spezielle Schulsozialarbeit o.ä. geleistet werden. Denn qualifizierte Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter eignen sich in ihrer Arbeit eine vergleichsweise besonders hohe Kompetenz im Umgang mit informellem Lernen, mit "geheimen" Lehrplänen, mit Alltagslernen und mit sozialem Lernen an, die in formellen Lernprozessen nach wie vor viel zu wenig

Beachtung finden. Dabei sind genau jene ganz häufig für die beteiligten jungen Menschen viel zentraler und nachdrücklicher als der offizielle "Stoff".

Informelle Erfahrungs- und Lern-Vorgänge stehen meist auch dahinter, wenn es scheinbar "nur" um Disziplinschwierigkeiten, Abwesenheiten, mangelnde Motivationen und Lernbereitschaften, mangelnde Belastungs- oder Konzentrationsfähigkeiten u.ä. geht. Wo das der Fall ist, da lassen sich derartige "Störungen" auch kaum wirksam angehen oder gar beheben, ohne auf deren Entstehungshintergründe und – kontexte einzugehen. Und das können Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter mit ihren Erfahrungen meist viel besser als z.B. unterrichtszentrierte Lehrerinnen und Lehrer.

14. Vergleichsweise intensive Ausrichtung auf heutige Lebensbedingungen junger Menschen

Oskar Negt, einer der bedeutendsten Soziologen in Deutschland, hat in den 1990er Jahren die Vermutung geäußert, dass die Unterschiede zwischen den Generationen heute so groß seien wie seit über 200 Jahren nicht mehr. Trotzdem bestimmen die älteren Generationen mit ihren Vorstellungen und Erfahrungen, was heute richtig und wichtig ist – und wundern oder empören sich dann darüber, wenn junge Menschen nicht alles so toll, so attraktiv und so zeitgemäß finden, was ihnen geboten wird. Deutlichstes Beispiel dafür ist, dass die Schulpflicht in weniger als 50 Jahren um 50% verlängert wurde (nämlich von 8 auf 12 Jahre), und dass trotzdem vom Ende der Vollbeschäftigung Mitte der 1970er Jahre bis heute der Anteil der Schulabsolventen, die als nicht oder nur eingeschränkt berufstauglich gelten, um das mindestens 30fache gestiegen ist. Und selbst gute Schulleistungen ebnen längst nicht mehr gute Wege in die Zukunft. Da reicht es also längst nicht mehr, junge Menschen nur für das Berufeleben fit zu machen. Denn sie müssen heute zu einem ganz großen Teil zur Not zusätzlich auch Lebensphasen möglichst unbeschädigt überstehen, in denen Berufsintegration nicht gelingt oder kaum zur eigenen Existenzsicherung führt. Sie müssen heute also, in der Formulierung von Lothar Böhnisch, heute eine Lebensbewältigung hibekommen unter Bedingungen immenser Unsicherheit, Unübersichtlichkeit und Unkalkulierbarkeit. Und niemand kann mehr alle seine Chancen nutzen – ja, nicht einmal kennen!

Was das für junge Menschen heute heißt, wie sich all das in deren Alltag zeigt und auswirkt, dafür hat Offene Jugendarbeit schon strukturell ein sehr offenes Ohr. Damit bringt sie auch besonders gute Voraussetzungen dafür mit, Kooperationen zu fördern, in denen die Förderung des Aufwachsens junger Menschen tatsächlich im Mittelpunkt steht. Gleichzeitig ist die Offene Jugendarbeit damit besonders geeignet, adressatenorientierte (statt institutionenzentrierte) Kooperationen zu fördern. Denn mit dem Wegbrechen klarer und verlässlicher Normalbiographien mit ihren klaren Abfolgen von Entwicklungsphasen verliert auch jenes Säulenmuster an Sinnhaftigkeit, mit dem gesellschaftliche Institutionen dazu ihre jeweils arbeitsteiligen Beiträge

zu leisten versuchen. Am deutlichsten bekommt das gegenwärtig Schule zu spüren, wenn sie sich immer häufiger außerstande sieht, die wachsenden Störungen und Reibungsverluste von Unterrichtsschule noch zu bewältigen.

15. Besondere Eignung für Konfliktmediation im sozialen Umfeld

Wir leben heute in einer Gesellschaft, in der die Kommunikation zwischen den Generationen immer weniger wird – quantitativ und qualitativ. Immer mehr Begegnungen und Kontakte beschränken sich auf ritualisierte Begegnungen von Rollenträgern – in der Nachbarschaft, beim Einkauf, in öffentlichen Räumen, in Institutionen usw. Wenn mit jungen Menschen gesprochen wird, dann beschränkt sich das im Übrigen immer häufiger auf Zurechtweisungen, Ermahnungen oder Belehrungen – und das immer öfter sogar bis in die Familien hinein.

Zurechtweisungen, Ermahnungen und Belehrungen im Umgang mit jungen Menschen hat es wahrscheinlich immer gegeben – aber nie in ähnlich hohem Maße von Erwachsenen, mit denen man ansonsten nichts zu tun hatte oder denen man ansonsten völlig egal war. Unter solchen Bedingungen eskalieren natürlich unterschiedlichste Konflikte besonders leicht – und unter solchen Bedingungen sind Wege und Möglichkeiten der Deeskalation besonders schwer zu erschließen. Immer häufiger drängen deshalb Erwachsene darauf, dass spezielle Institutionen (von der Jugendarbeit bis zur Polizei) stellvertretend für sie aufgelaufene Konflikte lösen. Und die sollen dann natürlich die Auffassung der jeweiligen Erwachsenen voll und ganz, zu 100%, durchsetzen. Und das auch noch ohne jede Gegenleistung, sozusagen zum Nulltarif.

Dabei weiß eigentlich jeder, dass sich kaum ein Konflikt damit lösen lässt, dass sich die eine Seite voll und ganz durchsetzt und die andere alle Forderungen schluckt. Außerdem weiß eigentlich jeder, dass niemand Konflikte lösen kann, die eigentlich andere miteinander haben, schon gar nicht, wenn gleichzeitig selbst eine direkt beteiligte Seite sich partout nicht bewegen, ja, oft nicht einmal mit der Gegenseite sprechen will. Wo Soziale Arbeit sich für einen derartigen Umgang mit Konflikten instrumentalisieren lässt und entsprechende Erwartungen zu bedienen sucht, da hat sie meist ganz schnell verloren. Und dazu einiges an Ansehen, Einfluss und Gestaltungsmöglichkeit verspielt.

Was Jugendarbeit allerdings kann, was sie jedenfalls meist besser kann als die meisten anderen (oft einschließlich der Polizei), das ist, bei der Deeskalation und Bewältigung von Konflikten zu *unterstützen* und (beratend und moderierend) zu *begleiten*. Dazu braucht sie allerdings parallel oftmals Strategien, sich ja nicht doch noch von einer Konfliktseite, von Öffentlichkeit oder Anstellungsträger in die wirklichkeitsfremde Rolle eines *stellvertretenden* Konfliktlösers drängen zu lassen. Ein wichtiger Teil davon ist also auch die Abgrenzung gegenüber Forderungen, ausgerechnet Soziale Arbeit solle notfalls mit aller Macht die Ansprüche einer Seite durchsetzen.

Denn das können oft in solchen Situationen nicht einmal Polizei und Justiz mit ihren Machtapparaten. Nicht zuletzt deshalb hat sich ja inzwischen vielerorts eine fruchtbare Kooperation von Jugendarbeit und Polizei entwickelt – mit ernsthaftem Bemühen um gegenseitigen Respekt vor ihren sehr unterschiedlichen Aufgaben, Profilen und Stärken.

Literaturhinweis:

Vgl. zum Thema auch die Unterkapitel "Spezifische Stärken offener Jugendarbeit", "Wege zur Stärkung offener Jugendarbeit" und "Prioritäten offener Jugendarbeit heute" in: Krafeld, Franz Josef: Grundlagen und Methoden aufsuchender Jugendarbeit. Eine Einführung. Wiesbaden 2004, S.42-47.